

BOEKBESPREKINGEN

ALGEMEEN

ÉCRITURES. Systèmes idéographiques et pratiques expressives. Actes du colloque international de l'Université Paris VII. Paris, Éditions Le Sycomore, 1982 (22 cm., 400 pp.). Preis: Frs. 98.—. ISBN 2 86262 133 1.

Es handelt sich bei diesem Band um den Abdruck der Referate und die Resümees der Diskussionen aus dem im Titel genannten Kolloquium. Den weitgespannten Themenbereich der Veranstaltung und des Bandes könnte man vielleicht als das semantische Umfeld der graphischen Größe „Schriftzeichen“ charakterisieren. Das Spektrum reicht von der „Piktographie“ als einer Vorstufe der frühen „Bilderschriften“ bis hin zu den Assoziationszusammenhängen der neueren Literatur, bildenden Kunst und Gebrauchsgraphik.

An *orientalistischen* Beiträgen enthält die Veröffentlichung die folgenden:

Alt-vorderasiatische Schriften (Keilschrift, elamische Schrift):

- Jean Bottéro, De l'aide-mémoire à l'écriture (S. 13-37)
- Pierre Amiet, Comptabilité et écriture archaïque à Suse et en Mésopotamie (S. 39-45)
- Jean-Marie Durand, Espace et écriture en cunéiforme (S. 51-64)
- Dominique Charpin, Le geste, la parole et l'écrit dans la vie juridique en Babylonie ancienne (S. 65-73)

Alt-ägyptische Schrift:

- Cathérine Chadefaud, Égypte pharaonique: de l'expression picturale à l'écriture égyptienne (S. 81-99)
- Pascal Vernus, Espace et idéologie dans l'écriture égyptienne (S. 101-114)

Arabische Schrift:

- Abdelkebir Khatibi, De la bi-langue (S. 196-204)

Chinesische Schrift:

- Léon Vandermeersch, Écriture et langue écrite en Chine (S. 255-270)
- Jao Tsung-I, Caractères chinois et poétique (S. 271-291)

Wie bei einer Sammlung von Kolloquiumsreferaten kaum anders zu erwarten, sind die Beiträge von sehr unterschiedlichem Gewicht. Manche Autoren beschränken sich darauf, die Nachbarspezialisten über einschlägige Standardmaterialien aus ihrem jeweiligen Fachgebiet zu informieren, und überlassen es mehr oder weniger diesen, sich einen Reim darauf zu machen (oder auch: nicht zu machen). Andere geben sich künstlerisch-beliebigen Gedankenexperimenten hin. Aber schließlich gibt es auch solche, die über die bloße, vorstellende Beschreibung hinaus die Materie analytisch zu durchdringen und Frageansätze herauszuparieren suchen. Zu letzterer Kategorie zählen vornehmlich die Beiträge von Bottéro und Vernus, die sich durch analytische Schärfe und begriffliche Klarheit auszeichnen und die daher zur eigenen Lektüre angelegentlich empfohlen werden können (Näheres unten).

Zwei thematische Schwerpunkte zeichnen sich ab:

(A) Der genetische Zusammenhang zwischen der (Voll-)Schrift und den Bildzeichen einer piktographischen Vorstufe (hierzu Bottéro, Amiet, Chadefaud, Vandermeersch, Jao Tsung-I).

(B) Die „sekundäre“ Eigendynamik der graphischen Seite der (Voll-)Schrift, die sich besonders bei „Bilderschriften“ bemerkbar macht, aber eben nicht nur bei diesen: die Verknüpfung der Schriftzeichen mit solchen Bedeutungsinhalten, die nicht schon durch die linguistische Einheit gegeben sind, deren Notation der „primäre“ Zweck der (Voll-)Schrift ist (hierzu Vernus, Jao Tsung-I; bis zu einem gewissen Grade auch Durand und Charpin).

Die substanzreichsten Beiträge zu den beiden Themenkreisen sind die schon hervorgehobenen Referate von Bottéro zu (A) und von Vernus zu (B). Diese beiden Arbeiten als Leitfaden benutzend, kann man die Sachlage folgendermaßen darstellen:

A. *Vom Piktogramm zur (Voll-)Schrift (am Beispiel der Keilschrift):*

1. Die (Voll-)Schrift ist nicht an einem Tag erfunden worden. Sie hat sich in einem jahrhundertlangen Prozeß entwickelt (vgl. Bottéro, S. 20f.33). Bei der Keilschrift betrifft dieser Prozeß vor allem die „Phonetisierung“ der Schrift, d.h. die Entwicklung eines Phonogramm-Vorrats, mit dessen Hilfe man in gleichmäßiger Weise alle in der Sprache vorkommenden distinkten (Laut-)formen eindeutig — eindeutig *genug* — darstellen kann. Dieser Prozeß der „Phonetisierung“ beginnt in der Uruk-Stufe (ca. 3.000 v.Chr.). Bottéro (S. 26f.) führt als Beleg das alte Standardbeispiel ti(1) an, die Schreibung des sumerischen Wortes für „Leben“ mit dem ähnlich lautenden „Pfeil“. An Gewicht gewinnen die Phonogramme erst seit der Fära-Stufe (ca. 2.600 v.Chr.) (Bottéro, S. 31), aber auch jetzt noch nicht als selbständige Komponente der Schrift, sondern als verbessernder Zusatz zur Wortschrift, so gerne als phonographische „Komplemente“ zur Behebung der Mehrdeutigkeit der Wortzeichen (Bottéro, S. 30). Die archaischen Texte in sumerischer Sprache notieren die sprachliche Zeichenfolge nur unvollständig: Notiert werden „Vollwörter“, vernachlässigt dagegen die „leeren Wörter“, die grammatischen Bildungselemente (so auch in der archaischen chinesischen Schrift, vgl. Vandermeersch, S. 264f.).

Durand erklärt diese „Minimalnotation“ als bewußte Sparschreibung, bedingt durch den beengten Raum auf dem Schriftträger Tontafel, der sich wegen der Bruchgefahr mit archaischer Technik nicht in beliebiger Größe herstellen läßt, sowie durch die vorweg angebrachte „Linierung“ des Schriftträgers (Schriftkästchen). Dieser Erklärung widerspricht scharf Bottéro in der Diskussion (S. 77).

Zwei oder drei Faktoren beschleunigen den „Phonetisierungs“-Prozeß und bringen ihn zum Abschluß:

- (1) die Notwendigkeit, die für die sumerische Sprache entwickelte Schrift — in sumerischem Kontext — für die Schreibung semitischer Eigennamen zu verwenden (Bottéro, S. 32);
- (2) der Wunsch, diese Schrift auch für die Texte in akkadischer Sprache zu verwenden, deren Sprachtypus an das Schriftsystem zum Teil andere Anforderungen stellt als die sumerische Sprache (Bottéro, S. 32; Näheres unten);
- (3) der Wunsch, die als gesprochene Sprache verlorengehende sumerische Sprache lautlich genauer zu fixieren, als dies für einen Muttersprachler erforderlich ist.

Bei Punkt (2) sollte man noch einen Augenblick verweilen. Hier nämlich ist der für die Entwicklung eines bestimmten Schriftsystems zentrale Faktor angesprochen: die Wechselwirkung zwischen Schriftsystem und Typ der in dieses Schriftsystem abgebildeten Sprache.

a) Es dürfte kein Zufall sein, daß das flektierende semitische Akkadisch einen letzten Anstoß zum Ausbau der phonographischen Komponente der Keilschrift gab. Eine praktikable Notation der variierenden Lautformen der semantischen Elemente einer flektierenden Sprache (morphophonemische Wechsel) scheint stärker auf die phonographische Darstellung angewiesen zu sein als eine agglutinierende Sprache in der Art der sumerischen (mit weniger morphophonemischen Wechsels), die bei der Schreibung der verhältnismäßig konstanten Lautformen sehr viel leichter und in höherem Ausmaß mit Wortzeichen arbeiten kann. Daß dies so ist, wird durch den ägyptischen Befund erhärtet: Die Entwicklung der Hieroglyphenschrift dürfte später beginnen als die der Keilschrift, man hat jedoch dort sehr rasch und sehr viel früher als in Mesopotamien ein vollständiges Phonogramminventar entwickelt. Ägyptisch aber, das man mit dieser Schrift schreibt, ist wie das Akkadische eine flektierende, eine dem semitischen Typ nahestehende Sprache.

b) Voll-Schrift kann bei flektierenden Sprachen wie dem Akkadischen und Ägyptischen als die Schrift bezeichnet werden, mit deren Hilfe *alle* lautsprachlichen Elemente aufgezeichnet werden können. Diese Definition gilt möglicherweise schon weniger für das agglutinierende Sumerische. Sie gilt offensichtlich gar nicht, was Vandermeersch etwas überrascht feststellt (S. 255), für das Chinesische. Dem isolierenden Sprachtyp der chinesischen Sprache entsprechend, ist die chinesische Schrift eine Wortschrift (daß die Wortzeichen weiter zerlegt werden können in einen Phonogramm-Teil und einen Ideogramm-Teil [hierzü Vandermeersch, S. 265f.], ist ein Sachverhalt, der nicht in diesem Zusammenhang zu diskutieren ist). Eine solche Schrift ist nicht erst dann eine Voll-Schrift, wenn man Zeichen für *alle* Wörter besitzt. Sie ist es auch dann schon, wenn man nur die Wörter schreiben kann, die in den Sätzen vorkommen, die man tatsächlich aufschreiben will. Kein Mensch — abgesehen vom Lexikographen — wird je das Bedürfnis haben, den Wortschatz einer Sprache auch nur annähernd vollständig für seine Niederschriften heranzuziehen. Vollständigkeit des Zeichenvorrats ist, um es vereinfacht zu sagen, erforderlich bei Lautschriften, da die Laute der Sprache nur wenige sind, somit die Wahrscheinlichkeit hoch, daß sie in Texten beliebiger Art alle und alle häufig auftreten. Vollständigkeit ist nicht erforderlich bei Wortschriften, da viele Wörter mit hoher Wahrscheinlichkeit überhaupt nie auftreten — es genügt, für die mit einiger Wahrscheinlichkeit auftretenden Wörter einen Schriftzeichenvorrat zu haben.

2. Bereits vor Erfindung des ersten Phonogramms ist einiges geschehen, was in Richtung Schrift führt:

- Die Menge der „piktographischen“ Bilder, mit denen man „Objekte“ darstellen kann, wird reduziert (Bottéro, S. 24).
- Nicht-Darstellbares wird in gewissem Umfang durch erfundene Symbole dargestellt (Bottéro, S. 23f.).
- Damit ist man, was den Zeichenvorrat anlangt, im Prinzip bereits — gegen Bottéro (S. 23), mit Vandermeersch (S. 254) — bei der Wortschrift: einer Voll-Schrift, sofern der mit dieser Schrift zu schreibende Sprachtyp damit befriedigt werden kann (das Chinesische stellt approximativ einen solchen Typ dar, das Sumerische weniger, das semitische Akkadisch und das Ägyptische kaum).

— Was der „Piktographie“ gegenüber der Schrift dagegen in jedem Falle noch weitestgehend fehlt, ist die geordnete Folge der Zeichen: eine Reihenfolge, die die Reihenfolge der sprachlichen Zeichen eines Textes abbildet.

3. Daß die im Zweidimensionalen operierende Schrift nach D. Schmandt-Besserat auf eine Vorstufe dreidimensionaler Objekte zurückgeführt werden kann (Bottéro, S. 18; Amiet, S. 40-42), bringt für die Frage der Entwicklung des Schriftsystems keine Weiterung der genetischen Tiefendimension. Was aber der Übergang von dreidimensionalen Objekten zu ihren zweidimensionalen Abbildungen unbestreitbar bringt, ist ein ökonomischeres und damit praktikableres Notationsverfahren, ein Faktor, der, da die Schrift nicht als Gedankenexperiment, sondern als praktisches Hilfsmittel entstanden ist, wesentlich ihrer Entwicklung Vorschub geleistet haben kann.

B. Die Eigendynamik der Zeichengestalt (am Beispiel der altägyptischen Hieroglyphenschrift)

Keine andere Schrift dürfte mehr Eigendynamik der Zeichengestalt besitzen als die altägyptische Hieroglyphenschrift, da diese auf der einen Seite eine Voll-Schrift mit systematisch ausgebauter phonographischer Komponente ist, auf der anderen Seite aber äußerlich eine „Bilderschrift“ geblieben ist. Aus den Ausführungen von Vernus kann man folgenden Katalog abstrahieren, der, ohne völlig erschöpfend zu sein, eine große Fülle von Möglichkeiten registriert:

1. Die Gestaltungsfähigkeit des Einzelzeichens („vertu iconique“, Vernus, S. 101-105); so:

- a) Der Zeichensatz ist grundsätzlich offen: modifikationsfähig, vor allem: erweiterbar.
- b) Die Zeichen können an die Aussage oder Intention des Textes angepaßt werden (z.B. können in Totentexten Zeichen, die dem Verstorbenen schädliche Lebewesen darstellen, verstümmelt und damit „unwirksam“ gemacht werden).
- c) Man kann nach der orthographischen Grund-Norm gleiche Zeichen einer Zeichenfolge untereinander verschieden machen (z.B. kann man statt des Plural-„Determinativ“ „drei Rinder“ in der Schreibung des Wortes „Vieh“ die Zeichenfolge „Rind + Ziege + Esel“ setzen; oder man kann zwecks Vermeidung der Uniformität zwischen alternativen Phonogrammen für ein und denselben Laut abwechseln).
- d) Man kann die Schriftzeichen so auswählen, daß der Text „suprasegmental“ eine „zweite Bedeutung“ erhält (z.B. indem man einen auf den Widdergott Chnum bezüglichen Text vorwiegend mit Widdern — mit den passenden Zeichenwerten, versteht sich — schreibt).
- e) Darstellung und Text können ineinander übergehen (z.B. kann die Darstellung einer Person zugleich das „Determinativ“ zur Namensbeischrift sein).

2. Die Gestaltungsfähigkeit der Zeichenanordnung („plasticité formelle“, Vernus S. 105-111); so:

- a) Die Zeichen unterschiedlicher Größe werden in der Regel in Bändern so angeordnet, daß eine Folge von schriftband-hohen gleichmäßig gefüllten Rechtecken (sog. Schriftquadraten) entsteht; dabei werden fallweise kurze Zeichenfolgen invertiert:
 - zur Verbesserung der Raumbefüllung
 - zur Gewinnung symmetrischer Gruppierung kurzer Zeichenfolgen

— zum Ausdruck der Wertschätzung der im Text behandelten Person: Voranstellung innerhalb kurzer Syntagmen der Bezeichnung einer ranghohen Person ehrenhalber.

Oder es werden Zeichenfolgen kontrahiert zwecks graphisch geschlossener Darstellung eines Gemeintes.

b) Die Hieroglyphenschrift kann linksläufig oder rechtsläufig geschrieben werden. Sie hat eine „Blickrichtung“: die standard-Blickrichtung der Lebewesen darstellenden Schriftzeichen. Durch Wechsel der Schriftrichtung innerhalb eines Textes kann man z.B.

— Textstücke dem Inhalt entsprechend symbolisch einander konfrontieren, indem man kurze Partien gegenläufig schreibt;

— auf außertextliches Gemeintes hinweisen, indem man die „Blickrichtung“ darauf hin orientiert.

c) Schriftbänder können flächen- oder sogar raumgliedernd komponiert werden, wobei eine Rolle spielt, daß hieroglyphische Texte nicht nur links- und rechtsläufig, sondern auch wahlweise in einer horizontalen oder einer vertikalen Anordnung gegeben werden können. Raumgliedernd können Texte wirken, die auf dreidimensionalen Objekten angebracht sind.

Einen Punkt sollte man noch über die Ausführungen von Vernus hinaus klarstellen: Es ist nicht alles zu allen Zeiten gleich geläufig; insbesondere:

— Die Eigendynamik der Zeichengestalt ist am stärksten ausgeprägt in der frühesten und in der spätesten Phase, in der Zeit der Entwicklung und experimentellen Ausgestaltung der Schrift (Frühzeit, Altes Reich) sowie in der Ptolemäerzeit, die in den Tempelinschriften eine Tendenz zu Spekulation und Akrobatik an den Tag legt. Die längste Zeit hat man eine eher nüchterne Einstellung zur Schrift als eines praktischen Hilfsmittels zur Fixierung von Text.

— Die experimentierfreudige frühe und späte Zeit haben ihre Schwerpunkte: Die Gestaltungsfähigkeit der Zeichenanordnung feiert ihre Triumphe früh (Altes Reich), die Gestaltungsfähigkeit des Einzelzeichens dagegen spät (Ptolemäerzeit).

— Die Eigendynamik basiert durchgängig mehr auf den semantischen Implikationen der Hieroglyphen als auf ihren formalen graphischen Qualitäten. Sie sondert sich damit ab von den Schriften, die die Bildhaftigkeit der ägyptischen Hieroglyphenschrift nicht (mehr) oder nur (noch) in geringem Grad besitzen, bei denen infolgedessen die Assoziationen in andere Richtung gelenkt werden (wofür der vorliegende Band Beispiele genug aus dem außerorientalischen Bereich gibt).

Wenn hier zwei Referate über alt-orientalische Schriften in den Mittelpunkt gerückt wurden, so nicht nur deshalb, weil Rezensent zu diesen den besten Zugang hat, sondern auch deshalb, weil Referate von vergleichbarem Gewicht über andere Schriften in dem Band nicht enthalten sind. Über die chinesische Schrift z.B. hätten sich präzisere Auskünfte geben lassen müssen. Jao Tsung-I spricht in seinem Referat zwar eine Vielfalt von Aspekten der Schrift an, von ihren Anfängen bis hin zu ihren poetischen Implikationen, bleibt aber vielfach im Vorfeld der Analyse stecken. Z.B. läßt er es bisweilen an einer klaren Unterscheidung von Schrift und Sprache fehlen. Überregional verbreitete neolithische Topfmarken (5. Jt. v.Chr.) werden aufgrund der formalen Ähnlichkeit mit späteren Schriftzeichen als Beginn der Schrift angesehen, obwohl keinerlei Anhalts-

punkte für die Bedeutung der Zeichen gegeben sind (ablehnend auch Vandermeersch in der Diskussion S. 293f.). — Interessant dagegen die kunstvolle Berücksichtigung des graphischen Erscheinungsbildes (z.B. Vermeidung von Zeichenfolgen mit gleicher Ideogramm-Komponente) in der Poesie (Jao Tsung-I, S. 279f., vgl. auch Vandermeersch in der Diskussion S. 295).

Die außer-orientalistischen Beiträge müssen andere beurteilen. Zwei Bemerkungen zum Schluß, eine positive und eine negative. Die positive: Der Leser darf in klaren Resümees an den Diskussionen der Referate teilnehmen — ohne sich durch ermüdende, informationsarme wörtliche Zitate des gesprochenen Wortes hindurchquälen zu müssen. Die negative: Einer Veröffentlichung über graphische Aspekte der Schrift hätte eine stärkere Gewichtung und eine bessere Qualität der optischen Veranschaulichung gutgetan.

Tübingen, Juni 1982

WOLFGANG SCHENKEL

* * *